

Beilage Nr. 140 ex 1913

## Antrag des Stadtrates.

( Pr.-3. 9815 ex 1913.  
Mag.-Abt. XXII — 1877 ex 1913. )

### Generelles Projekt für den Bau des Kaiser Franz Josef- Stadt-Museums.

Referent: **Gemeinderat Schwer.**

**Beschluß vom 13. Juni 1913.**

1. Die Situierung des auf der Schmelz mit dem voraussichtlichen Kostenverfordernisse von 3,200.000 K (exklusive Inneneinrichtung und Architektenhonorar) zu erbauenden Kaiser Franz Josef-Stadt-Museums wird nach den in dem preisgekrönten Entwurfe der Architekten Dr. techn. Emil Tranquillini und Karl Hoffmann enthaltenen Grundzügen genehmigt und das Stadtbauamt beauftragt, im Einvernehmen mit der Direktion der städtischen Sammlungen und den beiden eben genannten Architekten einen endgültigen Lageplan auszuarbeiten.

2. Die Ausarbeitung der Detailpläne für dieses Museum, welche im allgemeinen nach den in dem vorerwähnten Entwurfe enthaltenen Grundzügen zu erfolgen hat und die weitere Mitwirkung beim Baue selbst wird im Sinne des diesbezüglich vorliegenden Angebotes der Architekten Dr. techn. Emil Tranquillini und Karl Hoffmann diesen beiden Architekten zusammen gegen ein Pauschal-Honorar von 130.000 K übertragen.

3. In der nordwestlichen Ecke des Museumsbauplatzes, und zwar an der Front des Vogelweidplatzes ist ehestens ein Baukanzleigebäude zu errichten, für welches ein Betrag von 30.000 K und — vorbehaltlich des anstandslosen Ergebnisses der Baukommission — der Baukonsens erteilt wird.

## Bericht.

Der Wiener Gemeinderat hat in seiner Sitzung vom 9. Juli 1912 die von den städtischen Ämtern für den Bau des Kaiser Franz Josef-Stadt-Museums ausgearbeiteten Wettbewerb-Bestimmungen samt Bauprogramm genehmigt und ferner bestimmt, daß das Kaiser Franz Josef-Stadt-Museum auf der Schmelz mit einem Kostenaufwande von 2,800.000 K (exklusive Inneneinrichtung und Architektenhonorar) zu erbauen und nunmehr an die Ausschreibung des Wettbewerbes zu schreiten sei.

Nachdem der Stadtrat den Text der Ausschreibungskundmachung festgesetzt hatte, erfolgte unter dem 9. August 1912 die Ausschreibung des Wettbewerbes, für welchen als Endtermin der 1. März 1913 bestimmt wurde.

Das Preisgericht setzte sich aus folgenden Herren zusammen:

Vorsitzender:

Erzellenz Bürgermeister **Dr. Weiskirchner**.

Mitglieder:

Obmann des gemeinderätlichen Museumsbau-Ausschusses: Stadtrat, k. k. Regierungsrat **Schmid**,

Stadtratsreferent für den Museumsbau: Stadtrat **Schwer**,

noe. Stadtrat: Stadtrat k. k. Baurat **Schneider**,

noe. Gemeinderat: Stadtrat **Zajka**,

Magistratsreferent: Magistratsrat **Dr. Loderer**,

noe. Stadtbauamt: Baudirektor **Goldemund**,

noe. städtische Sammlungen: Direktor **Probst**.

Vertreter der Künstlerchaft:

k. k. Professor **Theodor Bach** (Prag),

vgl. Professor **Peter Behrens** (Neubabelsberg b. Berlin),

k. k. Professor, Oberbaurat **Julius Deininger** (Wien),

vgl. Professor, geheimer Hofrat **Martin Dülfer** (Dresden),

vgl. Professor **Dr. Georg von Hauberrißer** (München),

k. k. Oberbaurat **Hermann Helmer** (Wien),

k. k. Professor **Rudolf Ritter v. Weyr** (Wien).

Die vom Stadtrate gewählten, dem Künstlerstande angehörigen sieben Mitglieder des Preisgerichtes hatten sich ohne Ausnahme mit den der Konkurrenz zugrunde gelegten Wettbewerbs-Bestimmungen samt Bauprogramm einverstanden erklärt und die auf sie gefallene Wahl zum Preisrichter angenommen.

Die Zahl der auf Grund des ausgeschriebenen Wettbewerbes eingelangten Projekte betrug 40; alle konnten als rechtzeitig eingelangt anerkannt werden.

Die eingelangten Projekte waren nun vorerst in der Richtung zu überprüfen, ob sie unter voller Bedachtnahme auf die Ausschreibungsbedingungen verfaßt waren.

Diese Überprüfung wurde durch ein Komitee, welches die in Wien ansässigen Mitglieder des Preisgerichtes am 4. März 1913 wählten und das auch die Eröffnung der Wettbewerbsarbeiten sowie deren Aufstellung im Ausstellungsraume vorzunehmen hatte, durchgeführt.

Das Komitee bestand aus den Herren Stadtrat Schwer, k. k. Professor Deininger, k. k. Oberbaurat Helmer und Baudirektor Goldemund.

Die erste Sitzung des Preisgerichtes fand am 22. April l. J. statt. Nach Vornahme der Konstituierung und Genehmigung der Geschäftsordnung ging das Preisgericht sofort zur Besichtigung der eingelangten Projekte und deren Begutachtung über; die Tagung des Preisgerichtes dauerte vom 22. bis inklusive 25. April l. J. Das Ergebnis der Verhandlungen ist in dem angeschlossenen Protokolle niedergelegt.

Das Preisgericht konnte sich nicht entschließen, die Verteilung der Preise ganz in der Art und Weise, wie dies in den Wettbewerbs-Bestimmungen angegeben war, vorzunehmen, da sich vor allem über die Zuerkennung des ersten mit 12.000 K dotierten Preises eine Einigung nicht herbeiführen ließ. Das Preisgericht machte demnach von der in den Wettbewerbs-Bestimmungen vorgesehenen Ermächtigung, entweder die ganze ausgesetzte Summe (51.000 K) oder nur einen Teil derselben in anderer Weise zu verteilen, Gebrauch, hielt zwar an der Gesamtsumme von 51.000 K fest und bestimmte auch die Anzahl der Preise mit acht, verteilte jedoch die 51.000 K in der Weise, daß 2 Preise à 11.000 K, 2 Preise à 8500 K und 4 Preise à 3000 K vergeben wurden.

Die zwei Preise à 11.000 K fielen an die Verfasser der Projekte:

„Platzgestaltung“ (Verfasser: Architekt Karl Hoffmann und Architekt Dr. techn. Emil Tranquillini in Wien).

„Opus IV“ (Verfasser: k. k. Hofrat, Prof. Otto Wagner).

Die zwei Preise à 8500 K wurden zuerkannt den Verfassern der Projekte:

„Cedo majori“ (Verfasser: k. k. Oberbaurat L. Baumann in Wien);

„Ehrliche Arbeit — Ehrlicher Lohn“ (Verfasser: Architekten Lehrmann-Walter in Wien).

Die vier Preise à 3000 K wurden vergeben an die Verfasser der Projekte:

„Grade“ (Verfasser: Architekt Anton Floderer, zur Zeit in Wilmersdorf);

„Valor“ (Verfasser: k. k. Prof. Architekt Max Hegele in Wien);

„Kulturfriedhof“ (Verfasser: Architekt Josef Hofbauer und Architekt Viktor Jonkisch in Wien);

„Vielleicht“ (Verfasser: Architekten, k. k. Professoren A. Payr und B. Baier, zur Zeit in Innsbruck).

Wenn das Preisgericht hinsichtlich der Vergabung des ersten Preises zu keiner Einigung kommen konnte, so hatte dies insbesondere darin seinen Grund, daß ein großer Teil der Preisrichter das malerisch gehaltene Projekt „Platzgestaltung“ in die erste Linie stellte, während die anderen Preisrichter, darunter insbesondere die aus Norddeutschland berufenen, sich mit außerordentlicher Wärme für das Projekt „Opus IV“, von dem es gleich anfangs feststand, daß es von Hofrat Wagner stamme, einsetzten.

Es kam demnach zu einem Kompromisse in der Art, daß überhaupt kein erster Preis zur Vergabung gelangte, sondern zwei Preise à 11.000 K bestimmt wurden, von welchen einer dem Projekte „Platzgestaltung“, das eine sehr wirksame malerische Lösung des Museumsbaues zeigt, der andere aber dem Projekte „Opus IV“ zuerkannt wurde.

Den Wettbewerbs-Bestimmungen entsprechend wurde das Ergebnis der Entscheidung des Preisgerichtes in den vom Gemeinderate seinerzeit bestimmten Blättern verlautbart, und zwar in der Weise, daß dem ausdrücklichen Beschlusse des Preisgerichtes zufolge die Namen der preisgekrönten Bewerber innerhalb der gleichen Preisgruppen in alphabetischer Reihenfolge angeführt wurden.

Die öffentliche Schaustellung aller eingelangten Wettbewerbsarbeiten fand durch 14 Tage, und zwar von Samstag, den 26. April angefangen bis einschließlich 9. Mai d. J. im Festsaale des neuen Rathhauses statt. Die Beteiligung des Publikums an der Besichtigung der Projekte war eine außerordentlich große.

Sofort, nachdem das Preisgericht sein Urteil gesprochen hatte, setzte sich der Magistrat mit dem Stadtbauamte und der Direktion der städtischen Sammlungen ins Einvernehmen, um ehestens über die Frage der Durchführbarkeit der einzelnen in Betracht kommenden Projekte, die Eignung der Preisträger zur Heranziehung bei der Bauausführung zc. dem Gemeinderatsausschusse ein Gutachten vorlegen zu können.

Auf Grund eingehenden Studiums der vorliegenden Projekte gelangten die Ämter zu dem Schlusse, die Ausführung des städtischen Museumsbaues nach den in dem preisgekrönten Projekte „Platzgestaltung“ der Architekten Dr. Emil Tranquillini und Karl Hoffmann enthaltenen Grundzügen zu empfehlen.

Der Gemeinderatsausschuß zur Durchführung des Baues des Kaiser Franz Josef-Stadt-Museums stimmte in seiner Sitzung vom 31. Mai l. J. diesem Vorschlage der Ämter zu, worauf sich der Stadtrat am 13. Juni l. J. mit der Museumsbaufrage beschäftigte.

Hierbei erstattete Direktor Probst von den städtischen Sammlungen über Aufforderung das folgende, auch dem Gemeinderatsausschuß zur Kenntnis gebrachte Gutachten:

„Das ausführliche, vom gemeinderätlichen Museumsausschuß ausdrücklich genehmigte Programm, welches der Konkurrenz für den Neubau unseres Museums zugrunde lag, enthält unter anderem eine Charakterisierung unserer Sammlungen und die genaue Darstellung der Reihenfolge, in welcher dieselben in dem Neubau zur Aufstellung gelangen sollen.

Nachdrücklich ist zugleich in dem Programme darauf hingewiesen, daß die geordnete und folgerichtige Aufstellung unserer Bestände eine der wichtigsten Forderungen ist, welche die Gemeinde an ihr neu zu erbauendes Museum zu stellen hat.

Denn dieses Museum ist ein historisches, stadtgeschichtliches Museum, es hat also durch die Fülle der darin vereinigten Gegenstände die Geschichte und das Kulturleben unserer Stadt zu veranschaulichen. Dies kann naturgemäß nicht in willkürlicher Reihenfolge, sondern nur in der Art von Illustrationen zu einer erzählenden Darstellung unserer stadtgeschichtlichen Vergangenheit geschehen.

Es mußte also schon zur Zeit der Genehmigung des Bauprogrammes der Gemeindevertretung klar gewesen sein, daß die möglichst genaue Beachtung dieser Forderungen eine der wesentlichsten Bedingungen für die Zuerkennung eines Preises und für die Wahl desjenigen Projektes sein muß, welches zur Ausführung bestimmt wird.

Wenn wir nun die eingelaufenen Projekte auf die Mühe und Sorgfalt hin prüfen, welche sich der Architekt in bezug auf diese Kardinalforderung auferlegt hat, so ist das Ergebnis im Vergleich zu der Zahl der eingelaufenen Projekte kein allzu erfreuliches.

Es sind verhältnismäßig nur wenige Projekte da, deren Urheber sich mit durchaus beachtenswerthem Ernste bemüht haben, den im Bauprogramme klar und eindringlich ausgesprochenen Bedürfnissen unserer Sammlungen zu entsprechen. Die Mehrzahl der eingelaufenen Projekte läßt diese Mühe vermissen. Unbekümmert um den Zweck und um den Charakter unserer Sammlungen wird oft deren Anordnung zerworfen und über die einzelnen Gruppen willkürlich verfügt, reichlich für Hallen und Korridore, für monotone Scherwandanlagen, übermäßig tiefe, doppelt beleuchtete Trakte und für pompöse Fassaden gesorgt, deren architektonische Sprache alles eher verkündet, als den eigentlichen Zweck und Inhalt des Gebäudes.

Im Verlaufe der Verhandlungen des Preisgerichtes wurde denn auch von einzelnen Mitgliedern der Jury die Meinung ausgesprochen, daß die im Bauprogramme geforderte folgerichtige Aufstellung der Sammlungen für die Beurteilung der eingelaufenen Projekte keineswegs sehr wesentlich ist, sondern daß

es darauf ankomme, denjenigen Architekten zu ermitteln, der die beste Lösung der ihm von der Gemeinde gestellten Aufgabe verbürgt. Das letztere ist zweifellos richtig. Auch die Museumsverwaltung war sich bewußt, daß die eingereichten Konkurrenzentwürfe die endgültige Gestaltung des künftigen Gebäudes schwerlich ganz einwandfrei geben würden, ebenso klar war sie sich aber der Pflicht bewußt, vor allem dasjenige Projekt zu bezeichnen, welches die beste Lösung der im Bauprogramme gestellten Aufgabe schon in dem eingereichten ersten Konkurrenzentwurf zeigt. Wollte man anders verfahren, so wäre eine Konkurrenz überhaupt unnötig gewesen. Man hätte dann einfach mit einem erprobten Baukünstler so lange verhandeln müssen, bis ein befriedigender Grundriß vorlag und sodann ihm die Ausführung des Baues übertragen sollen. Daß wir hiermit ebenfalls zum Ziele gelangt wären, will ich in Anbetracht der hervorragenden Architekten, welche unsere Stadt besitzt, nicht bezweifeln. Es ist aber immer wieder die gesamte Künstler-schaft selbst, welche die Vergabung großer künstlerischer Aufgaben auf dem Wege des Wettbewerbes wünscht. Die für einen solchen Wettbewerb bestimmten Arbeiten werden aber anonym eingereicht. Es sollte daher verpönt sein, diejenigen Kennzeichen, welche zur vorzeitigen Ermittlung des Verfassers führen könnten, zu beachten, geschweige denn sie geistlich zu suchen. Für die Beurteilung sollte sonst nichts maßgebend sein als die vorliegende Arbeit selbst.

Mit welchem Maßstabe soll aber an die Beurteilung der eingereichten Entwürfe gegangen werden? Was die Museumsverwaltung anbelangt, so konnte sie darüber keinen Augenblick im Zweifel sein. Ihre Pflicht war es, dasjenige Projekt zu ermitteln, welches die zweckmäßigste Anordnung und Aufstellung der Museumsbestände verbürgt. Sie hatte nicht zu fragen, ob die Verfasser A und B bei hinreichendem Studium und nach hinlänglichen Verhandlungen über die Bedürfnisse der Sammlungen der Aufgabe durch die Umarbeitung ihres Konkurrenzprojektes nicht ebenfalls noch gerecht werden könnten, sondern sie hat ohne irgendwelche Seitenblicke dasjenige Projekt zu bezeichnen, das nach ihrer Überzeugung und nach ihrer Kenntnis der Bestände den im Bauprogramme ausführlich erörterten Bedürfnissen des Museums am besten entsprochen hat. Jedes andere Verfahren widerspräche meiner Ansicht nach den Bedingungen des Wettbewerbes und enthielte eine Ungerechtigkeit gegen diejenigen Architekten, die ihre ganze Kraft darangewendet haben, den komplizierten Forderungen des Bauprogrammes so vollkommen als möglich gerecht zu werden.

In der Jury haben nun dennoch Arbeiten der verschiedensten Art Berücksichtigung gefunden, was am deutlichsten an den beiden mit den höchsten Preisen ausgezeichneten Projekten ersichtlich ist. Es ist nicht meine Aufgabe, die Motive des weiteren auseinanderzusetzen, welche zu dieser Gleichstellung geführt haben. Beide Projekte können als die Vertreter zweier grundverschiedener Museumsanlagen angesehen werden und meine Aufgabe kann es nur sein, darzulegen, welche von den beiden Typen von dem Standpunkte der Museumsverwaltung den Vorzug verdient.

Ein hervorragendes Mitglied des Preisgerichtes rühmte an einem dieser beiden Projekte, und zwar an Opus IV, daß es die geradezu mustergültige Type eines Museums überhaupt sei. Demgegenüber behauptete ich:

Es gibt keine Museumstypen in dem Sinne, in welchem Schlachthausstypen, Schulhausstypen usw. möglich sind. Bei diesen letzteren handelt es sich um immer und überall gleichbleibende Bedürfnisse, wie sie bei der großen Verschiedenheit der Museen nur in sehr beschränktem Maße vorhanden sind. Die Bedürfnisse eines Museums der bildenden Künste sind ganz andere als die eines naturhistorischen Museums, die eines stadthistorischen Museums ganz andere als die eines technischen Museums. Verschieden sind aber auch die Bedürfnisse jeder dieser Kategorien untereinander. Es ist daher begreiflich, daß in den Kreisen der Museumsfachleute

immer entschiedener dahin getrachtet wird, die Architekten auf diese Verschiedenheiten aufmerksam zu machen und sie zu deren gewissenhaften Beachtung bei Neubauten zu verhalten.

Wenn ich nun die beiden mit den höchsten Preisen ausgezeichneten Projekte miteinander vergleiche, so muß ich der Überzeugung Ausdruck geben, daß das Projekt Opus IV sich der modernen, vor allem zweckdienenden Richtung auf dem Gebiete des Museumsbaues nicht anschließt. Es zeigt im Grundrisse die veraltete normale Museumstypen, deren Nachteile fast überall fühlbar sind, wo wir ihr begegnen.

Ihr Hauptfehler ist, daß die Urheber solcher Gebäude in erster Linie einen rein architektonischen, dekorativen Zweck im Auge hatten und auf die Bedürfnisse der Sammlungen erst in letzter Linie Bedacht nahmen. So entstanden symmetrisch gebildete Monumentalbauten, in deren Gefüge sich die Sammlungen auf Kosten ihres organischen Zusammenhanges schlecht und recht behelfen müssen. Zu welchem Uebelstande dies führt, zeigt sich fast überall, wo wir ähnlichen Museen begegnen. Solche Gebäude sind nicht beliebig erweiterungsfähig, ohne ihre architektonische Totalwirkung einzubüßen, sie beengen, bedrücken und verhindern die Entfaltung der Sammlungen, so daß dieselben immer wieder in einzelnen Teilen neu umgestellt werden müssen, ohne daß es der Leitung gelingen würde, das gewünschte Ziel vollkommen zu erreichen. Und dabei ist die Aufgabe in manchem Museum verhältnismäßig viel einfacher als bei den mannigfaltigen, untereinander überaus verschiedenartigen Beständen und Gruppen unseres historischen Museums, das eines der reichhaltigsten stadtgeschichtlichen Museen ist.

Indem nun der Verfasser des Projektes Opus IV im wesentlichen an der vor allem auf streng einheitliche architektonische Wirkung hinstellenden Museumstypen festgehalten hat, zeigen sich die daraus resultierenden Mängel in auffallender Weise. Es gelingt dem Verfasser nicht, die Aufstellung der Sammlungen in der Weise zu verbürgen, in welcher es durch das Bauprogramm gefordert wurde. Wenn ihm auch der Auftrag zur Ausarbeitung eines fünften Projektes zuteil werden würde, könnte ihm doch keine andere Grundlage dazu geboten werden, als eben dieses Programm, und ich glaube, daß er diesem schwerlich gerecht werden könnte, ohne dasjenige preiszugeben, was seine so scharf ausgeprägte und mit vollem Rechte anerkannte Eigenart ausmacht.

Gerade diese hervorragende, gleichsam unwandelbar gewordene künstlerische Eigenart, die ich sehr wohl verstehe und gleich vielen Verehrern derselben durchaus würdige, ist es, was der gestellten Aufgabe in diesem besonderen Falle zu meinem aufrichtigsten Bedauern zu widerstreben scheint.

Abgesehen davon, daß die architektonische Physiognomie des Projektes Opus IV meiner Empfindung nach etwas anderes ausdrückt, als die Bestimmung, für die es errichtet werden soll, und abgesehen davon, daß dessen Abweichungen von der streng symmetrischen, so häufig vorhandenen Museumstypen nur in verschiedenen dekorativen Einzelheiten und etwa in der reichlicheren Anlage von Korridoren liegen, ist gerade der letztere Vorzug, den übrigens auch andere der eingereichten Projekte aufweisen, hier ziemlich illusorisch gemacht. Der Verfasser fand es für gut, diese zu freier Passage bestimmten 3 m breiten Korridore fast überall als Ausstellungsräume zu benützen, wodurch der Verkehr nicht erleichtert, sondern vielmehr gehemmt und eine besondere Beaufsichtigung nötig wird. Außerdem ist eine folgerichtige Besichtigung der Sammlungen nur auf zwei Arten möglich. Entweder der Besucher durchwandert zuerst die Säle und legt dann denselben weiten Weg durch die Korridore zurück oder er wechselt beständig zwischen Saal und dazugehörigen Korridor ab. Eins wie das andere soll aber bei einem eigens für

das Museum errichteten Neubau doch vermieden werden. Auch der Benützerraum, für den ein Saal gefordert wurde, ist in einen dieser 3 m breiten Korridore verlegt. Statt an gemeinsamen breiten Tischen muß also je ein Besucher bei einem Fenster Platz nehmen, wo er unbeaufsichtigt machen kann, was er will. Rechnet man zudem für die Fenstertische eine Breite von nur 70 cm, für den Sitz eine solche von 60 cm und für die dahinterstehenden unbedingt nötigen Schränke 40 cm, so bleibt für die Passage und den Transport des Materiales nur ein Durchgang von 1.30 m. Ebenso liegen die Dioramen, die eine entsprechende Tiefe erfordern werden, im Korridor. Der große Vortragsaal ist bei einer Breite von 7.25 m 25.50 m lang, was ein recht unzuweckmäßiges Verhältnis ist. Der kleine Vortragsaal hinwieder ist nur durch einen sehr langen Korridor zugänglich. Ganz ungleichartige Bestände der Sammlungen, wie: Turmuhr, Weinpresse, Gipsabgüsse, Baureste müßten in einem gemeinsamen Raume untergebracht werden, die Waffensammlung und die Gemäldesammlung haben durchaus Oberlicht, was unzuweckmäßig ist. Abgesehen davon, daß sich diese Beleuchtung für Waffen nicht eignet, ist auch für die intime Malerei der Alt-Wiener Schule, wie für kleinere Bilder überhaupt, Seitenlicht vorzuziehen. Oberlicht ist auch in zwei Hallen vorgesehen und ich muß es bezweifeln, ob solche Glasdächer über Räumen von verhältnismäßig geringer Höhe, nicht im Sommer übermäßige Hitze, im Winter Kälte zulassen und infolge der Ruß- und Staubplage nicht eine beständig schmutzige, unerfreulich wirkende Bedachung abgeben würden. An Höfen, die im Programme ausdrücklich gefordert wurden, fehlt es gänzlich. Rußräume sind von den Sammlungsgruppen, zu welchen sie gehören, getrennt, kurz es sind die wohlbegründeten zum Teile unerläßlichen Forderungen des von der Museumsverwaltung aufgestellten und von der Baukommission genehmigten Programmes in zahlreichen Fällen ganz unbeachtet geblieben und nirgends angedeutet, wie ihnen auch nur annähernd entsprochen werden könnte.

Mit all dem will ich nicht die Vorzüge dieses Projektes als architektonische Leistung überhaupt bestreiten, sondern nur dessen Unzuweckmäßigkeit für unser Museum darlegen. Niemand, der diese durch edle Verhältnisse ausgezeichnete Fassade betrachtet, wird gegen ihre Wirkung unempfindlich bleiben können. Aber gerade die aus der vollendetsten Symmetrie entspringenden Vorzüge dieses Bauwerkes werden immer wieder zu Nachteilen, sobald wir den Zweck ins Auge fassen, dem es dienen soll. Ich sehe z. B. nicht ein, in welcher Weise die in unseren Depots lagernden alten Baureste in diese Wände eingemauert werden sollen, ohne ihr architektonisches Bild zu zerstören, auch nicht, wie sich in der nächsten Umgebung dieser Fassade alte Grabdenkmäler u. dgl. behaupten sollen, ohne als etwas Unzugehöriges empfunden zu werden. Dieser Bau stößt sie gleichsam als Fremdkörper ab. Sie könnten höchstens in den innern Räumen des Gebäudes untergebracht werden, ohne dort jedoch irgendwelche Beziehung zu ihnen zu finden. Denn hier stehen sie in durchaus symmetrisch gestalteten Hallen und Sälen, deren Einförmigkeit keinen Unterschied macht zwischen kleinen Stichen und großen Bauresten, zwischen Gemälden und Waffen, Münzen und Stadtplänen, römischen Funden und neuen Musikinstrumenten, sondern alle die so durchaus verschiedenartigen Bestände unserer Sammlungen sozusagen mit immer gleichbleibender, jede Gemeinschaft ausschließender Befremdung umfaßt.

Das volle Gegenteil ist bei den Verfassern des Projektes Platzgestaltung der Fall. Ihre Arbeit zeigt in allen Details den Einfluß einer modernen Richtung auf dem Gebiete des Museumsbaues. Der Grundriß fügt sich in mannigfaltiger, gleichsam beweglicher Gliederung den unter sich oft verschiedenartigen Gruppen unserer Sammlungen an und ermöglicht es dadurch überall, sie in ihrer Eigenart zur Geltung zu bringen. Nicht nur wird eine folgerichtige Führung, sondern

auch die Hervorhebung des Wesentlichen, die Unterordnung des Unwesentlichen und eine behagliche Besichtigung und geordnete Verwaltung des Ganzen möglich. Museumsräume, Bureau, Vortragsäle, Nutzräume und sonstige Bestandteile des Gebäudes sind bei gegenseitiger leichter Erreichbarkeit um ein gemeinsames Vestibüle gruppiert. Die Sammlung ist in jedem einzelnen Teile leicht zugänglich und Einzelheiten, wie die stellenweise gering entwickelten Treppenanlagen, die Höhe des überdeckten Hofes sind bei der reichen und mannigfaltigen Gliederung des Grundrisses nach Ansicht hervorragender Baufachleute leicht zu beseitigen.

Inwiefern das Gebäude der Ausgestaltung unseres Stadtbildes entspricht, habe ich an dieser Stelle nicht zu beurteilen. Ich glaube jedoch, daß die geplante Situierung des Gebäudes eine glückliche und höchst wirkungsvolle ist. Die Fassade ist vielleicht, während andere Entwürfe häufig ins Übermonumentale gesteigert sind, im einzelnen etwas zu bescheiden geraten, und es wird sich vielleicht empfehlen, bei Ausarbeitung der endgültigen Pläne auf eine stolzere architektonische Betonung unserer bedeutsamen bürgerlichen Vergangenheit hinarbeiten.

Dem stehen aber, wie gesagt, außerordentliche Vorzüge der inneren Anlage gegenüber. Hier darf uns weder um die wirkungsvolle Verwendung unserer älteren Baureste, Denkmäler und Inschrifttafeln, noch um die vollkommen programm-gemäße Gruppierung unserer Sammlungen bange sein. Eintretend befindet sich der Besucher in Räumen, deren zweckmäßige Anordnung und wechselnde Gestaltung ihn fesselt und zur Betrachtung des darin Ausgestellten einladen. Das Gebäude und die darin ausgestellten Gegenstände wirken also in inniger Gemeinschaft auf die Phantasie der Besucher. Und dies betrachte ich als einen unschätzbaren Vorzug. Bei den Verhandlungen des Preisgerichtes wurde von einzelnen Herren als der wichtigste der wissenschaftliche Zweck unseres Museums betont. Ich leugne diesen keinesfalls. Noch höher aber steht mir der volkerzieherische Zweck unseres städtischen Museums, die Erweckung und Festigung der Heimatsliebe gerade in unserer Wiener Bevölkerung, die sich zu so großem Teile aus fremden Zuzüglern ergänzt, die hier heimisch werden und Wurzel fassen müssen, wenn die durch Jahrhunderte lebendig gebliebene Seele unserer Stadt nicht erlahmen soll. Dies werde ich aber nicht erreichen, wenn ich mich damit begnüge, jedes Objekt, ohne Rücksicht auf dessen geistigen Zusammenhang mit anderen, vor allem in das klarste Licht zu stellen und gleichsam als wissenschaftliches Präparat zu behandeln. Ich muß die Bestände unserer Sammlungen wo möglich in dem Lichte der Tage wirken lassen, aus welchen sie stammen, wenn Gemüt und Einbildungskraft der Besucher sich daran erfreuen sollen, und das vermag ich annähernd nur, wenn ich mir als Richtschnur der Aufstellung die Geschichte unserer Stadt vor Augen halte und überdies dafür Sorge, daß der Gang dieser stummen Erzählung möglichst abwechslungsreich wird.

Wenn nun von den Anhängern des Projektes Opus IV die im Programme vorgezeichnete Aufstellung unserer Museumsbestände als verhältnismäßig nebensächlich und als das Wichtigste deren klare Beleuchtung und wissenschaftliche Einzelbetrachtung und Erforschung erklärt wird, so bestreite ich dieses auf das Entschiedenste. Die Wissenschaft wird über die von der Museumsverwaltung geplante Aufstellung nicht zu Klagen haben. Wichtig ist es uns aber, der Bevölkerung die Denkmäler ihrer Vergangenheit in einer Weise darzubieten, woran sich Herz und Sinne erbauen, woran die Liebe zu unseren Vorfahren und das Verständnis für all das Große, Schöne und Reizvolle, das sie uns überliefert haben, sich entwickeln kann. Dies ist aber nur möglich, wenn wir unsere Bestände gleichsam als Illustrationen zur Geschichte unserer Stadt auffassen und so aufstellen, daß bei der Betrachtung derselben der Verlauf unserer Geschichte und unserer kulturhistorischen Entwicklung auch dem einfachen Mann verständlich wird. Eine andere

Art der Aufstellung würde auch den Forderungen der Wissenschaft nicht entsprechen. Die Stadt Wien besitzt das reichhaltigste und bedeutendste unter allen deutschen stadtgeschichtlichen Museen. Die Wiener Gemeinde hätte also, glaube ich, mehr als irgendeine andere die Pflicht, dieses Museum vor allem zweckentsprechend zu bauen. Wir sollten die Frage, welches der vorliegenden Projekte zur Ausführung gelangen soll, nicht immer nur vom ästhetischen Standpunkte allein beurteilen, sondern uns vor allem den Zweck vor Augen halten, dem das Gebäude dienen soll. Wollte sich die Gemeinde von anderen Gesichtspunkten leiten lassen, so könnte es leicht geschehen, daß sie ein Gebäude erhält, das alle erdenklichen architektonischen Reize besitzt, dem Zwecke jedoch, dem es dienen soll, bloß teilweise oder auch gar nicht entspricht. Damit wäre aber weder der Kunst noch der Gemeinde, am wenigsten aber den wertvollen und reichhaltigen Sammlungen gedient, die ein kostbarer Besitz unserer Bevölkerung sind.

Aus diesem Grunde wurde die geordnete Aufstellung unserer Sammlungen als eine Kardinalforderung in dem von der Baukommission selbst herausgegebenen Bauprogramme erklärt.

Die Museumsverwaltung darf daher pflichtgemäß keinen anderen Maßstab an die eingelaufenen Projekte legen als diese Forderung und muß demnach denjenigen Entwurf als den zufriedenstellendsten bezeichnen, der die beste Lösung und das eingehendste Verständnis für die so nachdrücklich betonten Bedürfnisse der Sammlungen befundet hat.

In dieser Beziehung jedoch überragt das Projekt „Platzgestaltung“ alle übrigen eingelaufenen bei weitem, so daß es von der Museumsverwaltung in erster Linie zur Ausführung empfohlen werden muß.“

Das ebenfalls abgeforderte, auch schon im Gemeinderatsausschusse erstattete Gutachten des Stadtbaudirektors Ingenieur Goldemund lautet folgendermaßen:

„Die beiden Projekte „Platzgestaltung“ und „Opus IV“ unterscheiden sich wesentlich in der Anordnung des Lageplanes. Während Hoffmann und Dr. Tranquillini wie die Mehrzahl der übrigen Projektanten das Stadtmuseum im Durchblick der Aufmarschstraße und an der Hütteldorferstraße anordnen und die nördlich der Aufmarschstraße und des Museumsbauplatzes gelegenen bis an die Gablenzgasse reichenden Flächen für Gartenanlagen vorsehen, stellt Wagner sein Stadtmuseum auf einen trapezförmigen, im Mittel 255 m langen und 202 m tiefen Platz, den er symmetrisch zur Hütteldorferstraße und Gablenzgasse in der Achse der Sorbaitgasse (verlängerte Randlgasse) anlegt. Wagner plant eine streng symmetrische Anlage und verbaut daher, ausgenommen den vorerwähnten Platz, fast den ganzen übrigen Teil des Geländes des Friedhofes und des der Gemeinde Wien anlässlich der Schmelztransaktion vom Militärärar für Gartenzwecke überlassenen Gebietes zwischen dem Schmelzer Friedhofe und der Gablenzgasse mit Privatgebäuden. Hoffmann-Tranquillini trachten möglichst viel Gartenfläche als Umrahmung des Museumsgebäudes zu belassen und schaffen einen Architekturplatz mit Benützung der winkelförmigen Ecke des Museumsgebäudes, der nach drei Seiten durch Bauwerke abgeschlossen ist, unmittelbar vor dem Museum. Außer dem Bauplatze für das Museum auf dem Friedhofgrunde verwenden sie zur Verbauung von dem Gesamtgelände des Friedhofes und der nördlich angrenzenden Fläche bis zur Gablenzgasse 7674 m<sup>2</sup>; Wagner verbaut von dieser Fläche 29.212 m<sup>2</sup> für Privat Zwecke.

Die Bedachtnahme auf das in den Wettbewerbs-Bestimmungen erwähnte Ausstellungs- oder Galeriegebäude erfolgt bei Hoffmann-Tranquillini durch die Bereitstellung eines Bauplatzes von 125 m Länge und 50 m Breite nördlich des Museums; bei Wagner durch die Bereitstellung eines Bauplatzes von 95 m Länge und zirka 20 m Breite östlich vom Museumsbauplatz, in der Achse der Sorbaitgasse zwischen der Moeringgasse und Geyshlängergasse gelegen. Das von Hoffmann-Tranquillini vorgeschlagene Ausstellungs- oder Galeriegebäude besitzt eine verbaute Fläche von zirka 3790 m<sup>2</sup> mit einer 125 m langen Nordfront, während nach dem Vorschlage Wagners dieses Gebäude nur eine verbaute Fläche von 1515 m<sup>2</sup> und nur Ost-, bzw. Westfronten erhalten soll. Außerdem greift Wagner über den Rahmen des derzeitigen städtischen Grundbesitzes hinaus und macht in dem zwischen der Moeringgasse und Geyshlängergasse gelegenen verbauten Gebiete neue Einlösungen im Ausmaße von 2255 m<sup>2</sup> erforderlich. Von diesen Einlösungen würden die Häuser Nr. 12 und 14 Moeringgasse und Nr. 11 Geyshlängergasse betroffen. Da der Bauplatz für das Ausstellungs-, bzw. Galeriegebäude bei Wagner zu klein bemessen ist und eine unsymmetrische Anordnung bei seinem strenggegliederten Projekte ausgeschlossen ist, so müßte bei Vergrößerung der Frontlänge dieses Gebäudes die Einlösung von Privatgründen in noch größerem Umfange erfolgen, als vorstehend angegeben ist.

Auch bei Weglassung des Galeriegebäudes, bzw. Ausstellungsgebäudes muß bei Wagner, um den geplanten kleineren Platz zwischen der Moeringgasse und Geyshlängergasse symmetrisch zu seinem Museumsbau zu erhalten, dennoch die Einlösung der genannten Liegenschaften erfolgen, oder es müßte auf diesen freien Platz verzichtet werden. Hierdurch würden aber die Freiflächen noch mehr vermindert werden, da außer dem schon erwähnten Ausmaße der Verbauung des Friedhofsgeländes noch weitere Flächen, 4130 m<sup>2</sup> messend, für private Zwecke zur Verbauung gelangen müßten.

Hier sei eingeschaltet, daß dieser Verlust an öffentlichen Garten- und Platzflächen für die Gemeinde Wien keinen materiellen Gewinn bedeutet, da in dem Übereinkommen mit dem f.-e. Ordinariate anlässlich der Übernahme der aufgelassenen katholischen Friedhöfe in den Besitz der Gemeinde Wien bedungen wurde, daß der Erlös für alle zur Verbauung gelangenden Flächen auf diesen Friedhöfen, sofern es sich nicht um Verbauung für öffentliche Zwecke handelt, dem Ordinariate zugute kommt.

In der Behandlung der freibleibenden Platzflächen ist zwischen den Projekten Hoffmann-Tranquillini und Wagner auch ein wesentlicher Unterschied. Da die Gesamtanlage Hoffmann-Tranquillini auf einen gruppierten malerischen Bau gestimmt ist, so ist es zulässig, große Bestände des heutigen Friedhofes, insbesondere die in dem Teile zwischen der Sorbaitgasse und Aufmarschstraße einerseits und zwischen der Wurzbachgasse und Moeringgasse andererseits gelegenen schönen Alleen vollständig zu erhalten. Auch in den übrigen Teilen können die Gartenflächen mit Spielplätzen und Ruheplätzen sowie mit reichem Baumschmuck im Sinne des Planes besetzt werden, da das Museum sicherlich um so schöner wirken wird, je mehr es aus dem Grün emporragt.

Bei Wagner bildet der regelmäßige und symmetrische Platz einen Vorplatz für das Museum und kann nach dem Lageplane Wagners daher nur in seinen äußersten, am Rande gelegenen Teilen mit höheren Baumbeständen bepflanzt werden, während der Großteil der Flächen als ebene Wiesensfläche ausgestaltet werden muß, damit der Durchblick auf das Museum nicht gestört wird.

Vom Verkehrsstandpunkt ist gegen das Projekt Hoffmann-Tranquillini keine Einwendung zu erheben, da sowohl die Vorfahrt zum Museum mit 19 m nutzbarer

Breite der Fahrbahn vollauf genügt und auch die Hütteldorferstraße, trotz des in den winkelförmigen Grundriß des Museumsgebäudes eingeschalteten Museumsplatzes mit der Verlängerung der Aufmarschstraße gut verbunden ist, weil über den Museumsplatz, der eine Länge von 85 m und eine Breite von 72 m (Breite der Gürtelstraße 75.8 m) besitzt, der Verkehr in einer sehr flachen S-Linie hinübergeführt ist.

Die Dimensionen des erwähnten Museumsplatzes sind so groß, daß die beabsichtigte Schnellbahnlinie vom Gürtel in die Hütteldorferstraße ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden kann. Außer durch die Hütteldorferstraße ist das in Verbauung befindliche Gelände der Schmelz durch einen nördlich vom Museum gelegenen, die Verlängerung der Langmaißgasse bildenden Straßenzug (in den Plänen Gasse 18) mit der Gürtelstraße sehr gut verbunden.

Bei Wagner ist gegen die Verbindung der Hütteldorferstraße mit der Aufmarschstraße ebenfalls keine Einwendung zu erheben. Hingegen ist eine weitere Verbindung von Osten nach Westen in das Schmelzgelände in einwandfreier Weise nur dadurch möglich, daß der Vorschlag Wagners, zwischen der Alberichgasse und der Loeschekohlasse über die bereits bestehenden Häuser Dr.-Nr. 1 und 3 Alberichgasse und über 4 Baustellen des Baublockes 29 westlich von diesen Neubauten eine neue Straße durchzuführen, angenommen wird.

Die in den Wettbewerbs-Bestimmungen verlangte Gedächtniskapelle zur Erinnerung an den Bestand des Schmelzer Friedhofes wird von Hoffmann-Tranquillini in glücklicher Weise in einen Teil des zu einer Gartenanlage umgestalteten Schmelzer Friedhofes verlegt.

Wagner plant die Aufstellung dieser Kapelle im Zielpunkte der Aufmarschstraße vor der abgekappten Ecke der für die private Verbauung bestimmten Baupläze, die seinen Museumsplatz von der Hütteldorferstraße trennen. Seine Anlage ist nach meiner Meinung ohne Nötigung zu streng symmetrisch gedacht, insbesondere ist das Pendant zu dieser Kapelle in zirka 300 m Entfernung auch vor der abgekappten Ecke des Blockes an der Gablenzgasse nicht begründet.

Vom städtebaulichen Standpunkte aus ist gegen die Anordnung des Museums, nach drei Seiten umrahmt von Grünflächen, im Sinne Hoffmann-Tranquillini nicht nur keine Einwendung zu erheben, sondern diese Anlage gegenüber der strengen Anlage Wagners sogar vorzuziehen. Das Museum wird, ohne daß es durch den Verkehr in seinem Betriebe gestört wird, in Folge seiner Lage an einer Hauptstraße und in Folge des Durchblickes vom Gürtel aus ein wichtiges und wirksames Bauwerk im Stadtbild darstellen, während die Verschiebung des Museums auf einen seitlich von der Hauptstraße gelegenen Platz im Sinne Wagners diese für das Stadtbild wichtige Wirkung vermissen läßt. Mir erscheint es unter allen Umständen schöner und zweckmäßiger, das Museum schon vom Gürtel aus im Zuge der Aufmarschstraße zu erblicken, als daß von dort nur die 22 m breite Front eines spitz zulaufenden Privatgebäudes mit der vor dieser hohen und relativ schmalen Front vorgestellten Kapelle, wie dies Wagner plant, gesehen werden kann.

Als großer Vorzug des Projektes Hoffmann-Tranquillini ist hervorzuheben, daß die Gesamtumrahmung des Museums unabhängig von den bestehenden Bauwerken, insbesondere von jenen an der Moeringgasse, durchgeführt werden kann, während bei Wagner damit gerechnet werden muß, daß die von Wagner selbst als notwendig betonte harmonische Ausgestaltung des das Museum umrahmenden Platzes durch die bereits bestehenden Gebäude an der Moeringgasse zwischen der Gablenzgasse und dem Friedhof beeinträchtigt wird. Die Annahme des Lageplanes nach Wagner würde unbedingt voraussetzen, daß diese Häuser zur Adap-

terung oder zum Umbau mit einheitlichen zum Museum gestimmten Fassaden gelangen müssen, was voraussichtlich nur durch beträchtliche Opfer seitens der Gemeinde gelöst werden könnte.

Was die von den Konkurrenten geplanten Museumsgebäude selbst anbelangt, so denkt sich Wagner ein streng architektonisch gegliedertes viergeschossiges Gebäude mit U-förmigem Grundriß (ähnlich wie das Josefinum in der Währingerstraße), während Hoffmann-Tranquillini einen Gruppenbau mit hakenförmigem Grundriß planen, den ein 50 m hoher Turm beherrscht. Für das Stadtbild, welches in diesem Teil des Gürtels kein charakteristisches Gepräge hat, würde der geplante Turm zweifellos ein sehr belebendes Motiv ergeben.

Wagner hat auf die im Programme erwähnten Höfe nicht Bedacht genommen, denn erst durch den späteren Zubau eines Gebäudes im beiläufigen Umfange jenes, welches jetzt errichtet werden soll, westlich im Anschlusse an dasselbe, würden zwei Höfe entstehen, jedoch keine Höfe, die architektonisch wirksam wären, denn Wagner benützt sie, um in denselben große mit Glasdächern gedeckte Hallen zur Unterbringung der vorchristlichen Funde, des Modells des Stephansdomes usw. anzulegen.

Hoffmann-Tranquillini haben fünf Höfe angeordnet, wovon der eine als große glasgedeckte Zentralhalle des ganzen Museumsgebäudes gedacht ist. Die übrigen Höfe sind Schmudhöfe und einer davon soll zur Wiederaufstellung des bekannten schönen Arkadenhofes, welcher sich seinerzeit im Grabenhofe befand, benützt werden.

Die verbaute Fläche bei Hoffmann-Tranquillini beträgt 8433 m<sup>2</sup>, bei Wagner 6749 m<sup>2</sup>. Die geringere verbaute Fläche bei Wagner führt zu der nach meiner Meinung zu großen Geschoszahl, welche auch vom Preisgerichte nicht gebilligt wurde.

Eine der schwierigsten Fragen, welche die Architekten zu lösen hatten, war die des sukzessiven Ausbaues des Museums in einem späteren Zeitpunkte unter gleichzeitiger Bedachtnahme darauf, daß der Baukörper, der jetzt zur Ausführung gelangen soll, ein in sich vollständig geschlossenes harmonisches Ganzes bildet.

Hoffmann-Tranquillini haben dies dadurch gelöst, daß sie anschließend an die drei Trakte des Museums, die von Osten nach Westen laufend geplant sind, wieder Trakte errichten, die dann in der Richtung Süd-Nord durch einen Verbindungs- trakt so verbunden werden, daß neuerlich zwei Höfe entstehen. Die heutige Abschlußfront des Museums gegen Westen wird künftig eine Front dieser neuen Höfe werden.

Wagner plant den Ausbau ebenfalls gegen Westen, jedoch durch die Errichtung eines fast gleichgroßen Gebäudes, wie jenes, welches jetzt zur Ausführung von ihm vorgeschlagen ist. Die jetzige Anlage ist jedoch nicht harmonisch abgeschlossen, da man, wie das Bild auf den in dem Dienststücke erliegenden Plan I zeigt, von Süden, Westen und Norden, solange dieser zweite rückwärtige Trakt nicht errichtet ist, den Stiegenausbau, dann die mit Glasdächern überdeckten Höfe und endlich die provisorisch abgedeckten zwei Parterretrakte, in welchen der große Vortragsaal auf der einen Seite, die Münzensammlung und die Kunstmappen auf der anderen Seite untergebracht sind, sehen wird.

Zu bezug auf die Grundrißlösung der beiden Projekte ist zu bemerken, daß Hoffmann-Tranquillini, wie schon das Preisgericht hervorgehoben hat, sich dem Programme sehr gut anpaßten. Bei diesem Projekte sind Gänge nach Möglichkeit vermieden und es folgen sich die Museumsräume mit genauer Einhaltung der verlangten Maße in der richtigen Reihenfolge. Der Grundriß weist einen Reichtum an Raumgestaltungs-ideen auf und beim Durchwandern wird sich eine Fülle abwechslungsreicher Raumbilder und Hofausblicke ergeben.

Wagner hat das Programm nicht genau eingehalten und wählt in seinem Grundriß ein Korridorssystem, ähnlich wie es bei Schulgebäuden üblich ist.

Während bei Hoffmann-Tranquillini die Gehlinie zirka 1320 m lang ist und davon nur 280 m auf Gänge entfallen, beträgt die Länge der Gehlinie bei Wagner zirka 1730 m, wovon zirka 520 m auf Gänge entfallen.

Eine günstige Wirkung ist von den Gängen, die sich in allen Stockwerken und auf beiden Seiten des Gebäudes wiederholen, nach meinem Dafürhalten nicht zu erwarten. Die umfangreichen Ganganlagen sind auch nicht notwendig. Bei den mir bekannten guten, ähnlichen Zwecken wie das Wiener Stadtmuseum dienen den Museumsbauten, z. B. auch beim Museum in Magdeburg, erbaut von Professor f. f. Oberbaurat Ohman und f. f. Baurat Kirstein sind sie nach Möglichkeit vermieden. Ein Erfordernis für die Orientierung bilden sie nicht, hingegen stören sie die Absichten der Museumsdirektion, weil sie die Kontinuität der Führungslinie unterbrechen und die Stimmung der Gesamtanlage beeinträchtigen. Bei dem Wagner'schen Projekte ist außerdem noch zu bemerken, daß ein Großteil der Gänge bei Durchführung der Erweiterung des Gebäudes vollständig unnütz werden wird, da eine übersichtliche Gehlinie in dem künftig erweiterten Gebäude nur möglich ist, wenn ein Großteil der Gänge aus dem Verkehr ausgeschaltet wird.

Zu bemerken ist noch, daß das mehr dekorative als monumentale Haupttreppenhaus bei Wagner trotz des Farbenprunkes nüchtern und außerdem infolge seiner Höhe bei der geringen Grundfläche von 11 mal 11 Meter beregend wirken wird.

Bei Hoffmann-Tranquillini gestattet der hafenförmige Grundriß die Anlage eines zentral gelegenen Vestibüles und einer an dasselbe gut angeschlossenen großen Zentralthalle, an welche Räume jeder Trakt seinen Anschluß findet. — Einzelne schmaler angelegte Verbindungen von Trakt zu Trakt sind leicht ohne Störung des Gesamtprojektes zu erweitern.“

Der Stadtrat hat sodann mit überwiegender Stimmenmehrheit den in dem vorgelegten Antrage zum Ausdruck gebrachten Beschluß gefaßt und sich damit für die Erbauung des Museums nach den Grundzügen des Projektes der Architekten Dr. Emil Tranquillini und Karl Hoffmann ausgesprochen.

Hinsichtlich der Kostensumme hat der Wettbewerb ergeben, daß ein zur Ausführung geeignetes Projekt bei Festhaltung an der bisher bestimmten Baukostensumme von 2,800.000 K nicht zu erreichen ist. Wie die Überprüfung der einzelnen Projekte durch das Stadtbauamt zeigte, sind sämtliche mit Preisen bedachten Bewerber zu einer höheren Baukostensumme gelangt. Es muß demnach, soll ein der Stadt Wien würdiges, dem Gegenstand entsprechendes Werk geschaffen werden, wohl an eine Erhöhung der Baukostensumme gedacht werden. Die Kosten des zur Ausführung empfohlenen Projektes „Platzgestaltung“ werden zirka 3,200.000 K betragen, weshalb die Erhöhung der Baukostensumme auf diesen Betrag in Antrag gebracht wird.

Was das Architektenhonorar anbelangt, ist zu bemerken, daß dasselbe zirka vier Prozent der Baukostensumme ausmacht und auf 130.000 K abgerundet wurde, was im Hinblick auf die Preisansätze des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines vollauf begründet erscheint.

Die Herstellung des erforderlichen Bauanzleigebäudes erscheint dringend notwendig, damit ehestens mit dem Bau des Museums begonnen und so endlich an den Vollzug eines Werkes geschritten werden kann, dessen Ausführung der Gemeinderat im Prinzipie bereits im Jahre 1900 beschlossen hat.

Hans Arnold Schwer m. p.

... die ...

... die ...